

zerstören. Die Vollmacht der Kirche ist jedoch nicht auf Weisungen dem einzelnen gegenüber eingeschränkt, sie erstreckt sich unabhängig davon auch auf den Staat und die menschliche Gesellschaft unmittelbar, soweit die Belange des Sittengesetzes berührt werden. Pius IX. verteidigte in seinem Rundschreiben „Quanta cura“ vom 8. Dezember 1864 ausdrücklich das Recht der Kirche, ihren göttlichen Auftrag „auch gegenüber den Staaten, Völkern und ihren obersten Führer“ (D 1688) zu verwirklichen, und hat die gegenteilige Meinung 1867 im Syllabus (D 1754) lehramtlich verworfen. Es mag hier noch angemerkt werden, daß die geistliche Vollmacht der Kirche, die „unter Rücksicht der Sünde“ und nur unter dieser sich auf staatliche Akte beziehen kann, den eigenständigen Bereich des Staates nicht aufhebt. Innerhalb der von der Kirche geforderten und verteidigten sittlichen Grenzen sind im allgemeinen eine Vielzahl von politischen Meinungen und Handlungen möglich, die keineswegs der Zuständigkeit der Kirche unterliegen.

Im übrigen darf hier darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch die lutherischen Gemeinden — in den calvinischen ist das selbstverständlich — den (kleinen) Kirchenbann beibehielten. Allerdings ist es nicht leicht, ihn vom lutherischen Gesetzesverständnis her theologisch zu begründen. Es ist eben die Frage, ob die Kirche, die nach Luthers Theologie „zur rechten Hand“ die Botschaft von der Vergebung auszurichten hat, zur „linken Hand“ noch eine Rechtsordnung im Evangelium zu gestalten und richterlich durchzusetzen vermag.

Politik im strengen Wortverstand hat sich immer auf das übereinzeln Wohl, auf das Gemeinwohl, einer staatlich verfaßten Gesellschaft zu beziehen. Ob ein Christ den politischen Dienst christlich tun, ob er als Christ Politiker sein könne, das war die Frage dieser theologisch-politischen Untersuchung.

Die Jugend des Joachim Pecci

WILLY LORENZ

Am 20. Juli 1903 erlosch das Leben Papst Leos XIII. Siebzehn Tage hatte der greise Pontifex mit dem Tode gerungen. Am 3. Juli, einem Tag, den er in bester Gesundheit begonnen, war er von seiner täglichen Spazierfahrt in den Vatikanischen Gärten von Fieber geschüttelt zurückgekehrt. Der Arzt stellte eine Lungenentzündung fest, eine Krankheit, die angesichts des Alters des Papstes nur tödlich endigen konnte: Leo XIII. war sich sogleich über seinen Zustand im klaren. Während sich die Nachricht von seiner schweren Erkrankung mit Windeseile in Rom verbreitete, in allen Kirchen das Aller-

heiligste ausgesetzt wurde und die Gläubigen für seine Gesundung beteten, ließ er sich das Viaticum reichen.

Noch aber war seine letzte Stunde nicht gekommen. Noch kämpfte die Natur dieses scheinbar so zarten und in Wirklichkeit sehr gesunden Mannes bis zum letzten. Über zwei Wochen dauerte dieses Ringen. Zwei Wochen, in denen der Geist des Papstes völlig ungetrübt verblieb. Der Papst empfing in diesen Tagen wie so oft Rampolla, den Kardinalstaatssekretär, den treuen Gefährten so vieler Jahre, er empfing französische Kardinäle, um sich mit ihnen über die Lage ihrer Heimat zu unterhalten. Frankreich ging einer Krise auf kirchlichem Gebiet entgegen, und die Schatten, die dieses Ereignis vorauswarf, vermengten sich mit dem Schatten des Todes, mit dem Leo XIII. in diesen Tagen rang. Am 20. Juli fühlte der Papst sein Ende nahen. Die körperlichen Kräfte versagten plötzlich. Aber bis in die allerletzte Minute blieb sein Geist hellwach: er nahm Abschied von seinem Kardinalstaatssekretär, von den Kardinälen, den Prälaten, die um sein Lager geschart waren. Um 4 Uhr nachmittags hörte sein Herz zu schlagen auf. Leos XIII. irdische Pilgerfahrt war zu Ende. 25 Jahre lang hatte er die römische Kirche regiert, 93 Jahre und vier Monate war er alt geworden.

Während der Leichnam des Papstes in der Sixtinischen Kapelle aufgebahrt war und endlose Massen von Menschen an ihm vorbeizogen, nahm gleichzeitig die Presse der Welt in langen Nekrologen auf ihre Weise Abschied von dem Verstorbenen. Nicht nur die katholischen Blätter, auch die protestantischen, liberalen, antichristlichen hoben in ihren Nachrufen seine große Weisheit, den Verstand und die Klugheit, seine diplomatischen Fähigkeiten, seine Güte hervor. So sahen ihn die Menschen und so wird er — mit Recht — fortleben: als der große Papst, der Versöhner von Glauben und Wissen, der gütig-fromme Papst.

Manche seiner Biographen haben, geblendet von der Größe seiner Gestalt, diese in sein ganzes Leben zurückprojiziert und zu zeigen versucht, daß sich dieses Leben ständig in gerader Linie weiter und höher entwickelte. In Wirklichkeit aber ist der junge Joachim Pecci grundverschieden von dem alten, weisen Papst, und die Linie, die er in seinem jungen Leben einschlug, hätte sein Leben bei gerader Fortsetzung anders enden lassen¹. Daß sich die Natur des jungen Pecci so grundlegend änderte, ist einer besonderen Gnade Gottes zuzuschreiben, die ihn zweimal von dem Weg, den er gehen wollte, abzog und ihn auf einen andern sandte, an dessen Ende jedesmal ein „Damaschus“ stand. Das besondere und eigene Verdienst des jungen Joachim Pecci besteht darin, daß er diese Fingerzeige Gottes verstand, sein Leben

¹ Die quellenmäßige Grundlage für den folgenden Beitrag bilden die Briefe des jungen Joachim Pecci, die Boyer d'Agen schon zu Lebzeiten Leos XIII. und mit dessen Unterstützung in französischer Sprache herausgab. Sie erschienen im Jahre 1897 — also gleichfalls noch zu Lebzeiten des Papstes — bei Manz in Regensburg in deutscher Übersetzung. Die Sammlung umfaßt 239 Schreiben, von denen das erste aus Viterbo vom 22. Mai 1819 stammt und das letzte aus Rom vom 3. März 1838 datiert ist, also rund zwei Monate nach der Priesterweihe des späteren Papstes abgefaßt wurde.

änderte und auf einem anderen Geleise fortführte. Was früher sein Leben erfüllte, tritt nach dem zweiten „Damaskus“ nun endgültig zurück und kommt nur mehr rudimentär zum Vorschein. Was einst Mittel zum Zweck war, wird Inhalt seines Daseins und formt jenen Mann, der zu einem der größten Päpste der Geschichte wird.

* * *

Es ist eine seltsame Zeit, in der Joachim Pecci geboren wird, und es ist eine seltsame Familie, aus der er stammt. Am 2. März 1810 erblickt er das Licht der Welt. In Carpineto, einem „elenden Felsennest“, wie er es später nennt, das südlich von Rom auf tausend Meter Höhe gelegen ist, bewohnt nur von armen Hirten, Bergbauern und Handwerkern. Hier besitzen die Peccis einen kleinen Palazzo, zwei Stock hoch, sechs Fenster in der Front. Die Peccis werden allgemein als Grafen tituliert, obwohl sie eigentlich gar keine sind. Im 16. Jahrhundert waren sie in dieses Nest gekommen, auf der Flucht, und hatten sich hier niedergelassen und seither das Leben von armen Landedelleuten geführt. In Wirklichkeit waren die Peccis Sieneser Patrizier. Bis weit ins 13. Jahrhundert läßt sich die Familie in Siena nachweisen, und noch heute gibt es dort einen kleinen gotischen Palazzo, der einst ihr Besitz war. Sie zählten zu den reichen und angesehenen Bürgern dieser Stadt; teils waren sie Bankiers und Geldwechsler, teils auch Advokaten. Ein paar Mönche, ein Bischof, ein Feldherr finden sich noch unter der Ahnenreihe. Als Siena unter die Herrschaft von Florenz kam, wanderten die Peccis aus, kauften sich im Päpstlichen an und blieben seither dort. Sie hatten um der Freiheit willen den Reichtum aufgegeben, verzichtet, Patrizier in ihrer Heimat zu sein, und versucht, Adelige des neuen Landes zu sein, ohne von dessen großen Aristokraten eigentlich recht anerkannt zu werden.

Positives und Negatives übernimmt Joachim Pecci aus diesem Erbe. Die große Klugheit und Beobachtungsgabe dieser Sieneser Advokaten scheint schon in seiner Jugend auf. Immer wieder fragt sich der junge Pecci, was in dieser und jener Situation die Klugheit und die Vernunft für ein Handeln gebieten. Die Vernunft wird es sein, die dem Einbruch der Gnade Raum verschafft, die Vernunft und die Klugheit wird sein Handeln als Papst bestimmen und die große Versöhnung von Wissen und Glauben einleiten. Von seinen Vorfahren, den Sieneser Bankiers, übernimmt er auch das Talent, rechnen zu können. Er ist ein genauer Rechner sein Leben lang, kein Geizkragen und Knauser. Wenn die Situation es gebietet, wird er das Geld mit vollen Händen ausgeben, aber ein sinnloses Verschwenden bleibt ihm immer fremd. Schon als Student führt er genau Buch über Einnahmen und Ausgaben, ist er ein Feind aller Schulden. Als Papst Leo XIII. wird er ein Gegner aller Sinekuren sein und sich genau für die Einnahmen aus seinem Prälatengut interessieren. Der Schlendrian, der zeitweise die päpstliche Finanzverwaltung beherrscht, wird unter ihm keine Protektion mehr finden.

Aber auch Negatives bietet dieses Erbe genug. Diese Peccis sind keine

reichen Patrizier mehr, noch sind sie reiche Aristokraten. Sie sind arme Leute, die gern das Leben von reichen Herrn führen möchten, die schon stolz sind, wenn diese armen Gebirgsbauern sie mit „Herr Graf“ titulieren. Im Grund genommen sind sie Deklassierte. In solcher Lage flammt nur zu leicht ein brennender Ehrgeiz auf und der Wunsch, durch den „Willen zur Macht“ all das zu erlangen, was einem das Schicksal vorenthalten hat. Auch dieses Erbe wird der spätere Papst schöpferisch verwerten können: durch sein Familienschicksal besitzt er einen besonderen Instinkt für die modernen Deklassierten, das städtische Proletariat, und für deren besondere Forderungen. Und die brennende Sehnsucht, ein Aristokrat zu sein, wird nur mehr in den Ansätzen zu erkennen sein, wenn sich Leo XIII. bis in sein hohes Alter hinein bei seinen Spazierfahrten in den Vatikanischen Gärten von berittenen Nobelgardisten begleiten läßt.

Als der junge Joachim Pecci geboren wurde, wütete schon seit zwei Jahrzehnten der Krieg Frankreichs und Napoleons in Europa. Bis in dieses kleine Felsenest reichten seine Auswirkungen. 1792 war der Vater Joachim Peccis zum Obersten der päpstlichen Milizen für Carpineto, Maenza und Gavignano ernannt worden. Im Palast der Peccis hängt noch ein Bild, das den Grafen Ludovico in der päpstlichen Uniform zeigt: in blauem Rock, rot und gold gestreift, mit Spitzenkrause, mit silbernen Epauletten und Degen, auf dem Haupt die gepuderte Perücke, der Typus eines Grandseigneurs des fin de siècle. Jetzt, im Jahr der Geburt des Joachim Pecci, ist Ludovico nicht mehr Oberst. Denn sein Landesherr, der Papst, ist ein Gefangener Napoleons. Das Anerbieten der bonapartistisch-italienischen Regierung, Bürgermeister von Carpineto zu werden, hat er entrüstet abgelehnt. Fünf Söhne und zwei Töchter hatte die Frau des Grafen Ludovico schon zur Welt gebracht, dann erst kam der kleine Joachim.

Sie war eine kleine, dicke Frau, eine echt römische Matrone, mit einem ängstlichen Blick in den Augen. Seit Jahren erpreßte die Militärverwaltung Rekruten um Rekruten aus Italien, der Ruf „La Leva — Die Aushebung“ erschreckte die ganze Halbinsel, er erschreckte auch sie. 1814 werden ihre beiden ältesten Söhne an die Reihe kommen und wenn diese Kriege so weitergehen — wer sieht ein Ende? —, werden die anderen bald folgen. Als sie hört, daß das Medizinstudium vom Militärdienst befreien soll, ist sie bereit, alle Söhne auf die Universität zu senden. Sie war nicht nur eine sehr intelligente, sondern auch eine sehr fromme Frau. Obwohl sich aus den wenigen Briefen des jungen Joachim an seine Mutter — er verlor sie schon mit 14 Jahren — keine besondere Beziehung erkennen läßt, scheint sie doch von großem Einfluß auf ihn gewesen zu sein. Viele ihrer Ratschläge hat der junge Pecci in seinem späteren Leben verwirklicht. So schreibt sie ihm einmal: „Verteidige immer die Religion. Erleuchte durch Deine Reden die Ungläubigen. Beschäme durch Dein Schweigen diejenigen, die über die Religion spotten. Mit Deiner Gelehrsamkeit wachse auch Deine Religion. Sei Christ ohne Furcht, ohne Aberglauben, ohne Fanatismus.“ Sie zürnt allen

Menschen, die eine Versöhnung der Wissenschaft mit der Religion für unmöglich halten.

Diese Mutter hat im Leben des jungen Pecci ein entscheidendes Ereignis herbeigeführt: seinen Eintritt in den geistlichen Stand. Es war ihr Herzenswunsch, daß einige ihrer Kinder Priester würden. Schon den kleinen Joachim sucht sie dazu zu überreden. Mit sieben Jahren war er nach Viterbo zu den Jesuiten in die Erziehung gekommen; mit Hilfe eines befreundeten Prälaten versucht die Mutter, ihren Sohn Joachim zu überrumpeln und ihm die Tonsur erteilen zu lassen. Aber der Knabe weigert sich aus einem gesunden kindlichen Instinkt heraus: er will nicht schon jetzt einen Talar tragen und von seinen Kameraden mit Hochwürden angeredet werden, er will noch Kind bleiben. Aber einige Jahre später gelingt es ihr doch, ihn zur Einwilligung in den Priesterberuf zu bewegen. Es ist 1824. Die Mutter des vierzehnjährigen Joachim ist am römischen Fieber erkrankt, sie reist nach Rom, um Heilung zu finden, wird aber dort so krank, daß ihr Ende herannahet. Schnell läßt sie sich noch Joachim aus Viterbo kommen und dem Zureden der sterbenden Mutter ist Joachim, der ein gutes Herz hat, nicht mehr gewachsen. Er beugt sich ihrem Wunsch, wenn auch mit Zaudern, läßt sich den Talar und den dreieckigen Hut bringen und empfängt die Tonsur.

Der berühmte Leo XIII. ist also nicht aus eigenem Antrieb Priester geworden. Die ganze Jugendzeit bis zu seiner Priesterweihe ist nirgends auch nur ein Wort zu finden, aus dem hervorgeht, daß er sich innerlich zum Priestertum berufen fühlte. Wohl wird er sich immer korrekt aufführen, nie wird ein Schatten auf sein Theologenkleid fallen, aber dies geht nicht so sehr aus Liebe zu seiner Berufung hervor, sondern aus seinem Wunsch, durch tadellose Aufführung seinen Vorgesetzten zu gefallen und deren Protektion zu erringen. Nie allerdings geht auch aus den Briefen hervor, daß ihm sein Stand in seiner Jugend irgendwelche Schwierigkeiten bereitet hätte. Nie hört man etwas von Zweifeln, von Kämpfen, von einem Ringen, wie es das Leben so vieler Heiliger erfüllt hat. Nie ist von einer Leidenschaft die Rede (mit Ausnahme der Jagd und dem Bergsteigen). Kaum schreibt er in seinen Briefen etwas über Religion. Als 1825 in Rom das Heilige Jahr alles Leben beherrscht, spricht Pecci nur über die illustren Gäste, die die Hauptstadt der Christenheit besuchen. Nie ist in seinen Briefen ein Wort über Askese zu lesen oder über die Gefahren, die dem Katholizismus von seiten der Mächte des 19. Jahrhunderts drohen. Nie spricht er auch davon, daß er Seelen retten oder alles zur größeren Ehre Gottes tun will, wie es ihm die Jesuiten, die durch 15 Jahre seine Lehrer sind, täglich vor Augen halten. Im Gegenteil, aus allen seinen Briefen (und er hat viele Briefe geschrieben, teils kühle und höfliche an seinen Vater, teils freundliche und herzliche an seine Brüder) tönt immer wieder nur ein Bekenntnis: daß er durch seinen Beruf eine Laufbahn einschlagen will, die ihm und besonders auch seiner Familie Ehre und immer wieder Ehre einbringen soll und sie — man hört den Deklassierten — erhöhen möge. Diese Liebe zu seiner Familie wird ihn

auch nicht verlassen, als er sich schon ganz gewandelt hat und ein anderer geworden ist, sie wird ihn bis in seine päpstlichen Jahre begleiten. So ist das erste Schriftstück, das er als Papst unterzeichnet, ein Brief an seine Brüder, in dem er ihnen seine Wahl anzeigt.

Die letzten Gymnasialjahre hatte Pecci am Römischen Kolleg in Rom verbracht, dann war er zu seinem Onkel, einem römischen Advokaten, gezogen und hatte begonnen, Theologie zu studieren. Seine geheime Sehnsucht ging danach, auf die Adeligenakademie zu kommen, aus der die künftigen Nuntien und die hohen Verwaltungsbeamten hervorgingen. Aber um dorthin zu gelangen, mußte man ein Adelliger sein und hohe Protektion besitzen. Mit viel Arbeit und viel Mühe bringt der junge Joachim Pecci einen Stammbaum zusammen, der nachweist, daß die Peccis von sienesischen Patriziern abstammen und somit eigentlich den römischen Adelligen gleichgestellt sind — ähnlich wie Goethe, der auch behauptete, als Frankfurter Patrizier den Adelligen nicht nachzustehen. Aber dann müssen noch die Adelligen Agnanis zustimmen und der Papst sich einverstanden erklären und dann erst sind die Peccis wirklich Adelige des Kirchenstaates. Um sich aber die Protektion hoher Gönner zu erringen, setzt er das einzige Vermögen ein, das er besitzt, seinen Verstand und seine Klugheit. Er ist kein Hocharistokrat, dem schon als Kind ein Bistum in die Wiege gelegt wird, er hat keinen Onkel, der Kardinal ist, er muß sich alle Verbindungen erst schaffen. Das kann er nur, indem er auffällt. Und auffallen kann man in Rom nur, wenn man als Sieger aus den theologischen Disputationen hervorgeht.

Der junge Pecci büffelt, um alle Disputationen bestehen zu können; er scheut kein Geld, um Kardinäle, Prälaten und Professoren einzuladen, er bleibt den heißen Sommer über in Rom, nur um zu studieren. Langsam steigt er höher. In Viterbo hat er sich eine Kenntnis der lateinischen Sprache angeeignet, die verblüffend ist. Latein wird seine eigentliche Muttersprache, das Italienische sinkt zu einem Dialekt herab. Hier in Rom nun stößt er auf ein Gebiet, das ihn für alle Disputationen besonders geeignet macht. Es ist die scholastische Theologie und besonders die Theologie des heiligen Thomas, die er sich ganz aneignet und deren scharfe und logische Deduktionen ihm besondere Hilfe leisten.

Endlich werden die Kardinäle auf ihn aufmerksam, und dank vieler Hilfe kommt er in die Adeligenakademie. Der Anfang einer glänzenden Karriere scheint erreicht.

Der zukünftige Prälat beginnt sofort, sich für den Beruf eines Nuntius „einzuschießen“, wie die Artilleristen sagen würden. Seine Briefe, die er in Mengen an seine Verwandten schickt, haben schon seit langer Zeit sehr plastischen Berichten geglichen. Jetzt nehmen sie allmählich die Form von Gesandtschaftsberichten an. Der junge Pecci schreibt über alles: über die Fürstenbesuche in Rom; über die Cholera; über Pferderennen; über den römischen Karneval; über den Tod hoher Prälaten und Kardinäle und gar der Päpste; über die Aussichten der „Papabili“; über die Gerüchte, die aus dem

Konklave in die Außenwelt dringen; über die Feigheit päpstlicher Beamten; über die Franzosen in Ancona und die Österreicher — er nennt sie noch die „Tedeschi“ — in Ferrara; über den Aufstand der Polen in Warschau und die Revolution in Paris; über die Operationen der englischen Flotte in Malta, kurz, über alles mögliche. In Wirklichkeit aber enthalten diese Berichte, so plastisch sie zu sein scheinen, doch nur Oberflächliches, es ist typisches Gesandten-Sammelsurium. Kein Wort findet sich darin von den großen Anliegen der Kirche, kein Wort von den nationalen Gedanken, die Italien entflammen, kein Wort von den sozialen Erfordernissen der Zeit, kein Wort über die schlechte päpstliche Verwaltung im Kirchenstaat. Es zeigt sich ein Beobachtungstalent, das noch ganz die Fülle mit der Tiefe verwechselt.

Die vielen Erfolge bei den Disputationen machen Gregor XVI., den damaligen Papst, auf den jungen Akademiker aufmerksam. Rasch wendet er ihm sein besonderes Wohlwollen zu. Gregor, ein müder Greis, zu alt, um in den verworrenen Verhältnissen des Kirchenstaates Ordnung schaffen zu wollen, hat seine Freude an diesem jungen Mann, der so fleißig und so gescheit ist, der sich so bescheiden und so formvollendet bewegt, der so konservativ und so antiliberal ist. Noch vor der Priesterweihe ernennt er ihn zum päpstlichen Hausprälaten. Der junge Pecci jubelt. Der Glanz der Familie ist erhöht und seine Laufbahn um ein gutes Stück weitergebracht. Aber schon bemüht er sich, weiter voranzukommen. Er will Koadjutor eines Kanonikus vom Lateran werden. Inzwischen naht die Zeit seiner Priesterweihe. Am letzten Tag des Jahres 1837 wird sie Joachim Pecci gespendet.

Und jetzt, knapp vor der Priesterweihe, erlebt Joachim Pecci sein Damaskus. Ohne eigenen Antrieb zum Theologen bestimmt, wollte er diese Laufbahn einschlagen, um der Familie und sich selbst Ruhm und Ehre zu erringen. Er hatte seinen größten und wertvollsten Besitz — seinen Fleiß und seinen Verstand — eingesetzt, um dieses Ziel zu erreichen. Mit unendlichem Fleiß hatte er seinen Verstand geschärft und im Denken geschult, zuerst mit Hilfe der lateinischen Sprache, dann mit Hilfe der scholastischen Theologie des Aquinaten. Während sich alles vergnügte oder der Erholung pflegte, war er ruhelos über den Büchern gesessen oder war mit wachen Augen durch die Welt gegangen. Jetzt arbeitete dieser Verstand von selbst weiter. Und jetzt machte dieser Verstand Joachim Pecci bereit, die Berufung Gottes zu empfangen.

Was der junge Kleriker in diesen Tagen erlebte, wissen wir nicht. Wir können es nur errahnen aus den Briefen, die erhalten sind. Aber dieses Damaskus muß gewaltig gewesen sein. Denn sein Verstand erkannte plötzlich, daß das Priestertum wohl etwas ganz anderem zu dienen habe als der eigenen Karriere und dem Ruhm der Familie. Fünfzehn Jahre hindurch waren Jesuiten seine Lehrer gewesen, fünfzehn Jahre hindurch war ihr Wahlspruch „Ad maiorem gloriam Dei“ ungehört an seinem Ohr vorbeigegangen. Jetzt erkennt er die ganze Größe solcher Berufung. Jetzt machte er sich diesen Wahlspruch ganz zu eigen und erkennt, daß das Priestertum dazu da

sei, „vor allem Gott zu dienen und die größere Ehre Gottes zu fördern“. Jetzt nimmt er sich vor, „in Wahrheit Gott zu dienen und ein wahrer Priester zu sein, in dem Sinn, wie es der heilige Ignatius verstand“. Ja, er hegt den heißen Wunsch, daß alle „seine Würden der priesterlichen Würde untergeordnet seien“. Wenn man auch überall der Kirche, auch als päpstlicher Beamter, diene, so „zerstreut sich doch der Geist bei diesen weltlichen Obliegenheiten, und das trägt nicht wenig dazu bei, daß das Herz zerstreut und dem erhabenen Zweck des Priestertums abgewandt wird“. Denn „diese Welt kann kein hinlängliches Glück bieten, um das Herz zu befriedigen“, schreibt er an Kardinal Sala. Ja, sein eigentlicher Wunsch wäre, wie er weiter in dem gleichen Brief bemerkt, die Welt zu verlassen und sich ganz dem geistlichen und inneren Leben zu widmen. Als er die Priesterweihe empfängt, geht ein Schauer durch seinen Leib. Er empfindet Furcht und Schrecken, da er die Erhabenheit und Würde seines Amtes mit seiner Unwürdigkeit vergleicht. Er wünscht sich, Eifer und Liebesglut für Gott zu besitzen, wünscht nichts anderes mehr, als nur der Ehre Gottes zu leben.

* * *

Mit der Priesterweihe ist die Jugend des künftigen Papstes abgeschlossen. Dennoch muß ein kurzer Blick auf sein weiteres Leben geworfen werden. Der junge Priester Joachim Pecci ist ein lebendiges Beispiel für die Wahrheit des evangelischen Wortes, daß „der Geist zwar willig, das Fleisch aber schwach ist“. Die Wirkung seines „Damaskus“ hält nicht an. Zunächst noch, als er hört, daß er Delegat, also päpstlicher Gouverneur von Benevent werden soll, ist er sehr unglücklich. Er, der immer darauf bedacht war, jede Protektion in Anspruch zu nehmen, rührt keinen Finger, um dieses hohe Amt zu erlangen. Aber dann, als er es doch erhält, „zerstreut sich sein Geist bei diesen weltlichen Obliegenheiten“. Entzückt schreibt er nach Hause, daß jetzt die Wachen vor ihm wie vor einem Fürsten ins Gewehr treten müßten. Als Gouverneur beweist er eine glückliche Hand, sein Stern, sein weltlicher Stern, steigt. Von Benevent kommt er nach Perugia, und dann folgt der große Sprung: Mit 33 Jahren wird er Titularbischof von Damiette und Nuntius in Brüssel. Sogleich läßt er sich malen und schickt sein Porträt nach Hause, damit es die „Ahnengalerie“ ziere.

Aber die Nuntiatur, die zu den höchsten Hoffnungen Anlaß gab, wird sein Verhängnis. So mancher Lobredner hat die Tätigkeit des jungen Nuntius in Brüssel mit Erfolgen ausgeschmückt; die Berichte, die z. B. der österreichische Gesandte Graf Dietrichstein darüber nach Wien sendet, lauten jedoch anders. Seine Mission erlitt in Wirklichkeit vollständigen Schiffbruch, ja er mußte abberufen werden. Gregor XVI. versucht den jungen Prälaten zu trösten, versetzte ihn als Erzbischof nach Perugia, wo er schon als Delegat so viele Erfolge hatte, und versprach ihm das baldige Kardinalat. Als Joachim Pecci von Belgien über England heimreiste, erreichte ihn die Nachricht vom Tode Gregors XVI., seines großen Förderers. Die Nachricht muß ihn schwer

getroffen haben. Er, der schon als Theologe seinem Bruder geschrieben hatte, daß „Protektion in Rom eine der unerläßlichen Bedingungen einer Karriere“ sei, hatte nun alle Protektionen verloren. Denn der neue Papst würde andere bevorzugen. Pecci würde Bischof von Perugia bleiben, wahrscheinlich ein Leben lang. Was war das schon, Erzbischof von Perugia, ein italienischer Bischof unter rund dreihundert anderen? Traurig wird er nach Italien gereist sein.

Aber in Wirklichkeit begann jetzt der Aufstieg Joachim Peccis, der Aufstieg zur Heiligkeit. Gott schickte ihn in die „Quarantäne“, 32 Jahre lang, ein ganzes Menschenalter. Und diese Jahre wandelten Joachim Pecci endgültig. Wieder war es sein Verstand, der ihn die eigentlichen Erfordernisse seines neuen Lebens erkennen ließ: daß das Wesen des Bischofsamtes nicht darin bestehe, den Träger zu erhöhen, sondern Gott zu verkünden. Und daß es für die Ewigkeit nicht entscheidend sei, welche Karriere man gemacht, sondern daß man den Platz, auf den man berufen wurde, ganz ausgefüllt habe. „Jeder von uns muß versuchen“, schreibt er, „ein schmiegsames Werkzeug in den Händen des Allmächtigen zu werden und bereit sein, sofort der Stimme des göttlichen Lammes zu folgen, an welche Stelle sie uns auch ruft.“

In Perugia wird Joachim Pecci zu dem weisen, gütigen und tieffrommen Mann, als den ihn die Nachwelt kennt. Er, der einst Karriere machen und herrschen wollte, wird jetzt ein Diener aller. Er, der sich einst ein Imperium erobern wollte, will jetzt nur mehr die Herrschaft Gottes verbreiten. Er, dessen scharfes Auge einst blitzartig alles an der Oberfläche erkannt hatte, dringt jetzt in die Tiefe und erkennt die Nöte und Leiden der Menschen. Er, Joachim Pecci, der einst sein Reich erobern wollte, sucht jetzt nur mehr das Reich seines Herrn. Und jetzt wird ihm plötzlich alles dazugegeben. Langsam beginnt sein Ruhm zu steigen, von selbst und ohne die geringste Protektion. Diese kleine Gestalt strahlt ein seltsames Fluidum aus, das allen Ehrfurcht einflößt, sogar den laizistischen und freimaurerischen Beamten des neuen Italien. Innerhalb der kirchlichen Hierarchie macht er viel schneller Karriere, als er es sich je unter Zuhilfenahme der größten Protektion träumen ließ. Schon 1854 wird er Kardinal und gewinnt das Ohr und das Vertrauen des Papstes. Wenige nur wissen, daß der Initiator des „berücktigten“ so providentiellen Syllabus jener Kardinal Pecci war. Schließlich wird er Camerlengo. Und noch zu Lebzeiten Pius' IX. spricht man davon, daß er Papst werden könnte, eine Ansicht, die sich als wahr erweisen sollte.

* * *

Ein alter theologischer Grundsatz lautet: *gratia supponit naturam*. Die Wandlung, die Joachim Pecci vom ehrgeizigen „Arrivé“ zum großen Papst erfuhr, bezeugt, wie sehr die Gnade den Menschen verwandelt und heiligt. Die Wandlung dieser Persönlichkeit ist aber auch ein Beweis dafür, wie sehr sich der Wille des Menschen dem Willen Gottes ergeben muß, damit seine Gnade ihn zu verwandeln vermag.